Wilhelm Hauff's
sämmtliche Schriften,

geordnet und mit einem Vorwort versehen

von

Gustav Schwab.

Mit Königl. Württ. allergnädigstem Privilegium
gegen den Nachdruck.

Dreißigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung.
1830.

Wilhelm Hauff's
sämmtliche Schriften.

Mährchen.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung.
1830.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Dritte Abtheilung.

Das Wirthshaus im Spessart.

Schluß.

„Bei solcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte;“ sagte der Zirkelschmid, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft schon habe ich dieß bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geselle bei einem Glockengießer. Der Meister war ein reicher Mann, und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen seine Gewohnheit, so knikerig als möglich erschien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegossen, und wir Jungen und Gesellen mußten die ganze Nacht

am Heerd sitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meister werde sein Mutterfäßchen anstechen und uns den besten Wein vorsetzen. Aber nicht also. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun und fieng an von seiner Wanderschaft, von seinem Leben allerlei Geschichten zu erzählen, dann kam es an den Obergesellen, und so nach der Reihe, und Keiner von uns wurde schläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns dessen versahen, war es Tag. Da erkannten wir die List des Meisters, daß er uns durch Reden habe wach halten wollen. Denn als die Glocke fertig war, schonte er seinen Wein nicht und holte ein, was er weislich in jener Nacht versäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiederte der Student; „für den Schlaf, das ist gewiß, hilft Nichts als Reden. Darum möchte ich diese Nacht nicht einsam bleiben, weil ich mich gegen eilf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht," sagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht spinnen, so bleiben sie nicht einsam zu Hause, weil sie da wohl mitten unter der Arbeit einschliefen, sondern sie kommen zusammen in den sogenannten Lichtstuben, setzen sich in großer Gesellschaft zur Arbeit und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht gräulich zu, daß man sich ordentlich fürchten möchte, denn sie erzählen von feurigen Geistern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Gespenstern, die Menschen und Vieh ängstigen."

„Da haben sie nun freilich nicht die beste Unterhaltung," entgegnete der Student. „Mir, ich gestehe es, ist Nichts so verhaßt, als Gespenstergeschichten."

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil," rief der Zirkelschmid. „Mir ist es recht be=

haglich bei einer rechten Schauergeschichte. Es ist gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach schläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauschen und fühlt sich recht warm im Trockenen. So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher?" sagte der Student. „Wenn Einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist und im Dunkeln? wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über diese Gespenstergeschichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer, aufgeweckter Junge und mochte vielleicht etwas unruhiger seyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte sie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß sie mich fürchten machte. Sie

erzählte mir allerlei schauerliche Geschichten von Hexen und bösen Geistern, die im Hause spucken sollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Wesen trieb, flüsterte sie mir ängstlich zu: Hörst Du, Söhnchen? jezt geht er wieder Treppe auf, Treppe ab, der todte Mann. Er trägt seinen Kopf unter dem Arm, aber seine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er statt der Finger, und wenn er Einen im Dunkeln erwischt, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über diese Geschichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einsehen können, dieß Alles sey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf Jeden meiner Gespielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angst die Augen zu, denn ich glaubte, jezt werde der todte Mann heranschleichen. Es ging so weit, daß ich nicht mehr allein,

und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er diese Unart bemerkte! Aber lange Zeit konnte ich diese kindische Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld."

„Ja das ist ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit solchem Aberwitz füllt. Ich kann Sie versichern, daß ich brave, beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die sich sonst vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn sie Nachts im Wald auf's Wild lauern sollten oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn sie sahen einen Baum für ein schreckliches Gespenst, einen Busch für eine Hexe, und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf sie laure."

„Und nicht nur für Kinder," entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieser Art für höchst schädlich und thöricht, son-

dern auch für Jeden; denn welcher vernünftige Mensch wird sich über das Treiben und Wesen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich sind? Dort spuckt es, sonst nirgends. Doch am allerschädlichsten sind diese Geschichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man fest und unabweichlich an Thorheiten dieser Art, und dieser Glaube wird in den Spinnstuben und in der Schenke genährt, wo sie sich enge zusammensetzen und mit furchtsamer Stimme die allergräulichsten Geschichten erzählen."

„Ja, Herr!" erwiederte der Fuhrmann, „Ihr möget nicht Unrecht haben; schon manches Unglück ist durch solche Geschichten entstanden, ist ja doch sogar meine eigene Schwester dadurch elendiglich ums Leben gekommen."

„Wie das? an solchen Geschichten!" riefen die Männer erstaunt.

„Ja wohl an solchen Geschichten;" sprach Jener weiter. „In dem Dorf, wo unser Va-

ter wohnte, ist auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen sich zusammensetzen. Die jungen Bursche kommen dann auch und erzählen Mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Gespenstern und Erscheinungen sprach, und die jungen Bursche erzählten von einem alten Krämer, der schon vor zehen Jahren gestorben sey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von sich ab, steige aus dem Grab, schleiche langsam und hustend, wie er im Leben gethan, nach seinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor sich hin murmle:

Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht
Haben bei Tag ein Pfund gemacht.

Viele behaupteten, ihn gesehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, sich zu fürchten. Meine Schwester aber, ein Mädchen von sechszehn Jahren, wollte klüger seyn, als die Andern, und sagte: „das glaube ich

alles nicht; wer einmal todt ist, kommt nicht wieder!" Sie sagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn sie hatte sich oft schon gefürchtet. Da sagte Einer von den jungen Leuten: „Wenn Du dieß glaubst, so wirst Du Dich auch nicht vor ihm fürchten; sein Grab ist nur zwei Schritte von Käthchens, die lezthin gestorben. Wage es einmal, gehe [illegible]n auf den Kirchhof, brich von Käthchens Grab eine Blume und bringe sie uns, so wollen wir glauben, daß Du Dich vor dem Krämer nicht fürchtetest!""

„Meine Schwester schämte sich, von den Andern verlacht zu werden, darum sagte sie: „o! das ist mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?""

„„Es blüht im ganzen Dorf keine weiße Rose, als dort; darum bring uns einen Strauß von diesen," antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie stand auf und gieng, und alle Män=

ner lobten ihren [illegible] aber die Frauen schüttelten den Kop[illegible]gten: „Wenn es nur gut abläuft!“ Me[illegible]e Schwester gieng dem Kirchhof zu; der Mond schien hell, und sie fieng an zu schaudern, als es zwölf Uhr schlug und sie die Kirchhofpforte öffnete.“

„Sie stieg über manchen Grabhügel weg, den sie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher sie zu Kätchens weißen Rosen und zum Grab des gespenstigen Krämers kam.“

„Jezt war sie da; zitternd kniete sie nieder und knickte die Blumen ab. Da glaubte sie ganz in der Nähe ein Geräusch zu vernehmen; sie sah sich um; zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg, und langsam richtete sich eine Gestalt daraus empor. Es war ein alter, bleicher Mann mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schwester erschrack; sie schaute noch einmal

mal hin, um sich zu überzeugen, ob sie recht gesehen; als aber der im Grabe mit näselnder Stimme anfieng zu sprechen: „guten Abend, Jungfer; woher so spät?“ da erfaßte sie ein Grauen des Todes; sie raffte sich auf, sprang über die Gräber hin nach jenem Hause, erzählte beinahe athemlos, was sie gesehen, und wurde so schwach, daß man sie nach Hause tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren, daß es der Todtengräber gewesen sey, der dort ein Grab gemacht und zu meiner armen Schwester gesprochen habe? Sie verfiel noch, ehe sie dieß erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem sie nach drei Tagen starb. Die Rosen zu ihrem Todtenkranz hatte sie sich selbst gebrochen.“

Der Fuhrmann schwieg, und eine Thräne hieng in seinen Augen, die Anderen aber sahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an diesem Köhlerglauben sterben müssen," sagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem solchen Trauerfall zusammen hängt."

Die Höhle von Steenfoll.

eine schottländische Sage.

Auf einer der Felseninseln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fischer in glücklicher Eintracht. Sie waren Beide unverheurathet, hatten auch sonst keine Angehörigen, und ihre gemeinsame Arbeit, obgleich verschieden angewendet, nährte sie Beide. Im Alter kamen sie einander ziemlich nahe, aber von Person und an Gemüthsart glichen sie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaspar Strumpf war ein kurzer, dicker Mensch mit einem breiten, fetten Vollmondsgesicht und gutmüthig lachenden Augen, denen

Gram und Sorge fremd zu seyn schienen. Er war nicht nur fett, sondern auch schläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauses, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fischfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Bestellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war sein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnase und scharfen Augen, war er als der thätigste und glücklichste Fischer, der unternehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigste Feldarbeiter auf den Inseln, und dabei als der geldgierigste Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da seine Waaren gut und sein Wandel frei von Betrug war, so handelte Jeder gern mit ihm, und Wilm Falke (so nannten ihn seine Landsleute) und Kaspar Strumpf, mit welchem Ersterer trotz seiner Habsucht gerne seinen schwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, sondern waren auch auf gutem Wege, einen ge-

wißen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falkes habsüchtigem Gemüthe zusagte; er wollte reich, sehr reich werden, und da er bald einsehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das Reichwerden nicht sehr schnell vor sich gieng, so verfiel er zulezt auf den Gedanken, er müßte seinen Reichthum durch irgend einen ausserordentlichen Glückszufall erlangen, und da nun dieser Gedanke einmal von seinem heftig wollenden Geiste Besitz genommen, fand er für nichts Anderes Raum darin, und er fieng an, mit Kaspar Strumpf davon, als von einer gewißen Sache zu reden. Dieser, dem Alles, was Falke sagte, für Evangelium galt, erzählte es seinen Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht, Wilm Falke hätte sich entweder wirklich dem Bösen für Gold verschrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürsten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke diese Gerüchte, aber allmählig gefiel er sich in dem Gedanken, daß irgend ein Geist ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widersprach nicht länger, wenn ihn seine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer sein Geschäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er sonst mit Fischfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zwecklosem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden sollte. Auch wollte es sein Unglück, daß, als er eines Tages am einsamen Ufer stand und in unbestimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als solle ihm von dorther sein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgerissenen Mooses und Gesteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu seinen Füßen rollte.

Wilm stand wie bezaubert; so waren denn seine Hoffnungen nicht leere Träume gewe-

sen, das Meer hatte ihm Gold, schönes reines Gold geschenkt, wahrscheinlich die Ueberreste einer schweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun stand es klar vor seiner Seele, daß einmal irgendwo an dieser Küste ein reich beladenes Schiff gescheitert seyn müsse, und daß er dazu ersehen sey, die im Schoose des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an sein einziges Streben; seinen Fund sorgfältig, selbst vor seinem Freunde verbergend, damit nicht auch Andere seiner Entdeckung auf die Spur kämen, versäumte er alles Andere und brachte Tage und Nächte an dieser Küste zu, wo er nicht sein Netz nach Fischen, sondern eine eigends dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand Nichts, als Armuth; denn er selbst verdiente Nichts mehr, und Kaspars schläfrige Bemühungen reichten nicht hin, sie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verschwand

nicht nur das gefundene Gold, sondern allmählig auch das ganze Eigenthum der Junggesellen. Aber so wie Strumpf früher stillschweigend von Falke den besten Theil seiner Nahrung hatte erwerben lassen, so ertrug er es auch jezt schweigend und ohne Murren, daß die zwecklose Thätigkeit desselben sie ihm jezt entzog; und gerade dieses sanftmüthige Dulden seines Freundes war es, was Jenen nur noch stärker anspornte, sein rastloses Suchen nach Reichthum noch mehr fortzusetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, so oft er sich zur Ruhe niederlegte, und seine Augen sich zum Schlummer schloßen, Etwas ihm ein Wort in's Ohr raunte, das er zwar sehr deutlich zu vernehmen glaubte, und das ihm jedesmal dasselbe schien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieser Umstand, so sonderbar er auch war, mit seinem jezigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte Alles wirken, und auch dieses

geheimnißvolle Flüstern half ihn in dem Glauben bestärken, daß ihm ein großes Glück bestimmt sey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraschte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit desselben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu suchen. Diese Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, besteht aus einem langen unterirdischen Gange, welcher sich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die sich beständig mit lautem Brüllen schäumend durch denselben hinarbeiten. Diese Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber selten von jemand Anderem, als muthwilligen Knaben, betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes sich noch der Ruf eines Geisterspucks gesellte. Mit Mühe ließ Wilm

sich in denselben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorspringenden Stein, und unter einem überhängenden Felsenstück Platz, wo er mit den brausenden Wellen unter seinen Füßen und dem wüthenden Sturm über seinem Haupte in seinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem gescheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl gewesen seyn möchte; denn trotz allen seinen Erkundigungen hatte er selbst von den ältesten Einwohnern von keinem an dieser Stelle gescheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er so gesessen, wußte er selbst nicht; als er aber endlich aus seinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war; und er wollte eben wieder emporsteigen, als eine Stimme sich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car=mil=han ganz deutlich in sein Ohr drang. Erschrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!" schrie er, „das ist das

Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt! was, ums Himmels willen, mag es bedeuten?" — „Carmilhan!" seufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er schon mit einem Fuß die Spalte verlassen hatte, und er floh wie ein gescheuchtes Reh seiner Hütte zu.

Wilm war indessen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und sein Geldgeiz war auch überdieß zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anschein von Gefahr hätte abschrecken können, auf seinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einst als er spät in der Nacht beim Mondschein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit seiner Schaufel nach Schätzen fischte, blies dieselbe auf einmal an Etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Masse blieb unbeweglich. Inzwischen erhob sich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig schaukelte das Boot und drohte umzuschlagen; aber Wilm ließ sich nicht irre machen; er zog und

zog, bis der Widerstand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, sein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken sich über dem Monde zusammenziehen wollten, erschien eine runde, schwarze Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen, aber eben so schnell, als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs Neue die Qualen zu erdulden, die ihm sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jezt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne Etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein

Boot, und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im Geringsten um das Steuerruder zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeug stille. Die Person in demselben zeigte sich jezt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother in der Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen, und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da saß. Nachdem er es vergebens angerufen und gestoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befestigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufschlug und sich zu bewegen anfieng, auf eine Weise, welche selbst den kühnen Fischer mit Grausen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf Holländisch. Falke, welcher von den holländischen Häringsfängern Etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Insel und fragte, wer er denn sey, und was ihn hieher gebracht.

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu sehen.“ —

„Dem Carmilhan? um Gottes willen! was ist das?“ rief der begierige Schiffer.

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf diese Weise thut,“ erwiederte das Männchen mit sichtbarer Angst.

„Nun,“ schrie Falke, „was ist der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan ist jezt Nichts, aber einst war es ein schönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo gieng es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzusuchen und das verlorene Gold aufzufischen; willst Du mir helfen, so wollen wir den Fond mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, sag mir nur, was muß ich thun?“

„Was Du thun mußt, erfordert Muth; Du mußt Dich gerade vor Mitternacht in die wildeste und einsamste Gegend auf der Insel begeben, begleitet von einer Kuh, die Du dort schlachten und Dich von Jemand in ihre frische Haut wickeln lassen mußt. Dein Begleiter muß Dich dann niederlegen und allein lassen, und ehe es ein Uhr schlägt, weißt Du, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Auf diese Weise fiel des alten Engrol mit Leib und Seele in's Verderben!“ rief Wilm mit Entsetzen. „Du bist der böse Geist,“ fuhr er fort, indem er hastig davon ruderte,

„geh zur Hölle! ich mag Nichts mit Dir zu thun haben.“

Das Männchen knirschte, schimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fischer, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felsen gebogen, auch aus dem Gesichte. Aber die Entdeckung, daß der böse Geist sich seinen Geitz zu Nutze zu machen und mit Gold in seine Schlingen zu locken suchte, heilte den verblendeten Fischer nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne sich dem Bösen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küste nach Gold zu fischen, vernachläßigte er den Wohlstand, den ihm die reichen Fischzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, so wie alle andern Mittel, auf die er ehemals seinen Fleiß verwendet, und versank von Tag zu Tage nebst seinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den noth=

nothwendigsten Lebensbedürfnißen zu fehlen anfieng. Aber obgleich dieser Verfall gänzlich Falke's Halsstarrigkeit und falscher Begierde zugeschrieben werden mußte, und die Ernährung beider jezt Kaspar Strumpf allein anheim fiel, so machte ihm doch dieser niemals den geringsten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieselbe Unterwürfigkeit, dasselbe Vertrauen in seinen bessern Verstand, als zur Zeit, wo ihm seine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieser Umstand vermehrte Falke's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu suchen, weil er dadurch hoffte, auch seinen Freund für sein gegenwärtiges Entbehren schadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teuflische Geflüster des Wortes Carmilhan noch immer in seinem Schlummer; kurz Noth, getäuschte Erwartung und Geiz trieben ihn zulezt zu einer Art von Wahnsinn, so daß er wirklich beschloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage,

wohl wußte, daß er sich damit den Mächten der Finsterniß übergab.

Alle Gegenvorstellungen Kaspars waren vergebens; Falke ward nur um so heftiger, je mehr Jener ihn anflehte, von seinem verzweifelten Vorhaben abzustehen; und der gute schwache Mensch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm seinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen sich schmerzhaft zusammen, als sie einen Strick um die Hörner einer schönen Kuh, ihr leztes Eigenthum, legten, die sie vom Kalbe aufgezogen, und die sie sich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil sie's nicht über's Herz bringen konnten, sie in fremden Händen zu sehen. Aber der böse Geist, welcher sich Wilms bemeisterte, erstickte jezt alle bessere Gefühle in ihm, und Kaspar wußte ihm in Nichts zu widerstehen. Es war im September, und die langen Nächte des Schottländischen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten sich

schwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten sich wie Eisberge im Maelstrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwischen dem Gebirge und den feuchten Torfsümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten schwarz und furchtbar wie Höllenschlünde. Falke gieng voran und Strumpf folgte, schaudernd über seine eigene Kühnheit, und Thränen füllten sein schweres Auge, so oft er das arme Thier ansah, welches so vertrauensvoll und bewußtlos seinem baldigen Tode entgegengieng, der ihm von der Hand werden sollte, die ihm bisher seine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten sie das enge sumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachsen, mit großen Steinen übersäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die sich in grauen Nebel verlor, und wohin der Fuß eines Menschen sich selten verstieg. Sie näherten sich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte stand, und von welchem ein verscheuchter Adler kräch-

zend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne sie die Schrecknisse des Ortes und das ihr bevorstehende Schicksal, Kaspar wandte sich weg, um sich die schnell fließenden Thränen abzuwischen; er blickte hinab durch die Felsenöffnung, durch welche sie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte; und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche sich ein kohlschwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er sich wieder nach Wilm umsah, hatte dieser bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und stand mit aufgehobener Axt im Begriff, das gute Thier zu fällen

Dieß war zu viel für seinen Entschluß, sich in den Willen seines Freundes zu fügen; mit gerungenen Händen stürzte er sich auf die Knie. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ schrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „schone Dich, schone die Kuh! schone Dich und

mich! schone deine Seele! — Schone dein Leben! Und mußt Du Gott so versuchen, so warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unsere liebe Kuh!"

„Kaspar, bist Du toll?" schrie Wilm wie ein Wahnsinniger, indem er noch immer die Axt in die Höhe geschwungen hielt. „Soll ich die Kuh schonen und verhungern?"

„Du sollst nicht verhungern," antwortete Kaspar entschlossen; „so lange ich Hände habe, sollst Du nicht verhungern; ich will vom Morgen bis in die Nacht für Dich arbeiten; nur bring' Dich nicht um deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!"

„Dann nimm die Axt, und spalte mir den Kopf," schrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von diesem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannst Du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben als die

elendesten Bedürfnisse des Lebens? — Aber sie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer seyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir Nichts daran, es ist mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies ist ja der Piktenaltar, und das Opfer, das Du bringen willst, gehört der Finsterniß.“

„Ich weiß von Nichts dergleichen,“ rief Falke wild lachend, wie Einer, der entschlossen ist, Nichts wissen zu wollen, was ihn von seinem Vorsatz abbringen könnte. „Kaspar, Du bist toll und machst mich toll — aber da,“ fuhr er fort, indem er das Beil von sich warf und das Messer vom Steine aufnahm, wie wenn er sich durchstoßen wollte, „da, behalte die Kuh statt meiner!“

Kaspar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, schwang es hoch um den

Kopf und ließ es mit solcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu seines Herrn Füßen niederstürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerschlage, folgte dieser raschen Handlung, und Falke starrte seinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anstaunen würde, das sich das zu thun getrauet, was er selbst nicht gewagt. Strumpf schien aber weder von dem Donner erschreckt, noch durch das starre Erstaunen seines Gefährten außer Fassung gebracht, sondern fiel, ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fieng an, ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm sich ein wenig erholt hatte, half er ihm in diesem Geschäfte, aber mit so sichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig gewesen war, das Opfer vollendet zu sehen. Während dieser Arbeit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge,

und furchtbare Blitze schlängelten sich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher diese Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Gestade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fischer sich schon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaspar wickelte und band Falken, so wie dieser es ihn geheißen, in derselben fest ein. Dann erst, als dieß geschehen war, brach der arme Mensch das lange Stillschweigen, und indem er mitleidig auf seinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch Etwas für Dich thun, Wilm?"

„Nichts mehr," erwiederte der Andere, „lebe wohl!"

„Leb wohl," erwiederte Kaspar, „Gott sei mit Dir, und vergebe Dir, wie ich es thue!"

Dieß waren die lezten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächsten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verschwunden; und in demselben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichsten Gewitterstürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fieng an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felsen in seiner unmittelbaren Nähe, sondern auch das Thal unter ihm, mit dem schäumenden Meere und den in der Bucht zerstreut liegenden Felseninseln zeigte, zwischen welchen er die Erscheinung eines großen fremdartigen und entmasteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der schwärzesten Dunkelheit verschwand. Die Donnerschläge wurden ganz betäubend; eine Masse Felsenstücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erschlagen; der Regen ergoß sich in solcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überströmte, welche

bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicher Weise hatte ihn Kaspar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, sonst hätte er auf einmal ertrinken müssen. Das Wasser stieg immer höher, und je mehr Wilm sich anstrengte, sich aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien, desto fester umgab ihn die Haut. Umsonst rief er nach Kaspar; Kaspar war weit weg. Gott in seiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er sich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Wasser in die Ohren, schon berührte es den Rand der Lippen; „Gott ich bin verloren!“ schrie er, indem er einen Strom über sein Gesicht hinstürzen fühlte — aber in demselben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Wasserfall, schwach in sein Gehör, und sogleich war auch sein Mund wieder unbedeckt.

Die Fluth hatte sich durch das Gestein Bahn gebrochen; und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels sich etwas verzog, so ließ auch seine Verzweiflung nach, und es schien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er sich wie von einem Todeskampfe erschöpft fühlte und sehnlich wünschte, aus seiner Gefangenschaft erlöst zu seyn, so war doch der Zweck seines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verschwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habsucht mit all' ihren Furien in seine Brust zurück; aber überzeugt, daß er in seiner Lage ausharren müsse, um sein Ziel zu erreichen, hielt er sich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen festen Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Gesicht fuhr, und ein Rauschen, wie

von herannahenden Meereswogen, aus seiner glücklichen Selbstvergessenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte sich auf's Neue verfinstert; ein Bliz, wie der, welcher den ersten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jezt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er starrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blizen hielt jezt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergiengen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Thal umschloß, und er fühlte sich so zerschla=

gen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung, und mitten drinnen eine feierliche Musik, wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt; aber sie ließen sich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zulezt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer an Bord eines holländischen Heringfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jezt in dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug von menschlichen Gestalten, von welchen diese Musik ausgieng, und der sich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Klei-

der von Wasser zu triefen schienen. Jezt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer starker Mann in altväterlicher, reich mit Gold besezter Tracht, mit einem Schwert an der Seite, und einem langen dicken spanischen Rohr mit goldenen Knöpfen in der Hand. Ihm zur Seite gieng ein Negerknabe, welcher seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter schritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht so kostbar schienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter diesen traten andere Personen auf, worunter mehrere Frauenspersonen, von denen Einige Kin-

der in den Armen oder an der Hand hatten, alle in kostbarer, aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländischer Matrosen schloß den Zug, deren Jeder den Mund voll Tabak, und zwischen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das sie in düsterer Stille rauchten.

Der Fischer blickte mit Grausen auf diese sonderbare Versammlung; aber die Erwartung dessen, das da kommen werde, hielt seinen Muth aufrecht. Lange standen sie so um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob sich wie eine Wolke über sie, zwischen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog sich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger, und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorstieg. Falke war ein kühner, verwegener Mann; er hatte sich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er diese unbegreifliche Menge immer näher auf ihn eindringen sah, als wolle sie ihn mit ihrer Maße erdrücken,

da entsank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne, und er glaubte, vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum ersten Mal erblickt, nur daß es jezt, als wie zum Spotte der ganzen Versammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangst, die ihn jezt ergriff, rief er zu der Hauptperson gewendet: „Im Namen dessen, dem Ihr dienet, wer seyd Ihr? und was verlangt Ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife seinem Diener und antwortete mit schreckhafter Kälte: „Ich bin Alfret Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amsterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieser

Felsenküste zu Grunde gieng; dieß sind meine Offiziere, dieß meine Passagiere, und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum hast Du uns aus unsern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum störtest Du unsere Ruhe?"

„Ich möchte wissen, wo die Schätze des Carmilhan liegen."

„Am Boden des Meeres."

„Wo?"

„In der Höhle von Steenfoll."

„Wie soll ich sie bekommen?"

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Hering; sind die Schätze des Carmilhan nicht eben so viel werth?"

„Wie viel davon werd' ich bekommen?"

„Mehr als Du je verzehren wirst.“ Das gelbe Männchen grinzte, und die ganze Versammlung lachte laut auf. „Bist Du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab Dich wohl!“

„Leb' wohl, bis auf's Wiedersehen;“ erwiederte der Holländer und wandte sich zum Gehen, die Musikanten traten aufs Neue an die Spitze, und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jezt strengte Wilm seine lezten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er

nach seiner Hütte und fand den armen Kaspar Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser beglückende Strahl verschwand schnell wieder, als er von diesem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jezt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle stürzen, als diese nakten Wände und dieses Elend länger ansehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit diesen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaspar eilte ihm nach, so schnell er's vermochte, und fand ihn schon auf dem Felsstück stehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schuz gefunden, und bereit, sich an dem Stricke in den schwarzen brausenden Schlund hinabzulassen. Als er fand, daß alle seine Vorstellungen Nichts über den rasenden

Menschen vermochten, bereitete er sich, ihm nachzusteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anstrengung, wozu nur die blindeste Habsucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorspringendes Felsenstück zu stehen, unter welchem die Wogen schwarz und mit weißem Schaume bekräuselt brausend dahin eilten. Er blickte begierig umher und sah endlich Etwas gerade unter ihm im Wasser schimmern. Er legte die Fackel nieder, stürzte sich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eisernes Kästchen voller Goldstücke. Er verkündigte seinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf sein Flehen hören, sich damit zu begnügen und wieder heraufzusteigen. Falke meinte, dieß wäre nur die erste Frucht seiner langen Bemühungen. Er stürzte sich noch einmal hinab — es erscholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Wilm Falke

ward nie wieder gesehen. Kaspar gieng allein nach Hause, aber als ein anderer Mensch. Die seltsamen Erschütterungen, die sein schwacher Kopf und sein empfindsames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ Alles um sich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor sich starrend umher, von allen seinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fischer will Wilm Falke in einer stürmischen Nacht mitten unter der Mannschaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derselben Nacht verschwand auch Kaspar Strumpf.

Man suchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebst Falke mitten unter der Mannschaft des Zauberschiffes gesehen worden sey, welches seitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erschien.

„Mitternacht ist längst vorüber," sagte der Student, als der junge Goldarbeiter seine Erzählung geendigt hatte, „jezt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin so schläfrig, daß ich Allen rathen möchte, niederzuliegen und getrost einzuschlafen."

„Vor zwei Uhr Morgens möcht' ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort sagt: von eilf bis zwei Uhr ist Diebes Zeit."

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelschmid; „denn wenn man uns Etwas anhaben will, ist wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine ich, der Studiosus könnte an seiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat."

„Ich sträube mich nicht," sagte dieser, „obgleich unser Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat."

„Ich muß ihn mir hinzu denken, fanget an;" rief der Jäger.

„Nun denn,“ wollte eben der Student beginnen, als sie durch das Anschlagen eines Hundes unterbrochen wurden, Alle hielten den Athem an und horchten; zugleich stürzte Einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehen bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach seiner Büchse, der Student nach seiner Pistole, die Handwerksbursche nach ihren Stöcken, und der Fuhrmann zog ein langes Messer aus der Tasche. So standen sie und sahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!“ rief der Student, „zwei oder drei dieser Schurken sollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden.“ Zugleich gab er dem Zirkelschmid seine zweite Pistole und rieth, daß sie nur Einer nach dem Andern schießen wollten. Sie stellten sich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre

ganze Breite ein; seitwärts neben dem Jäger stand der muthige Zirkelschmid und beugte sich über das Geländer, indem er die Mündung seiner Pistole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann standen hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen sollte, das Ihrige zu thun. So standen sie einige Minuten in stiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, sie glaubten auch das Flüstern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jezt hörte man Tritte vieler Menschen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der ersten Hälfte zeigten sich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als sie sich um die Pfeiler der Treppe wandten, schrie der Jäger mit starker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und Ihr seyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freun- und gut gezielt!“

Die Räuber erschracken, zogen sich eilig zurück und beriethen sich mit den Uebrigen. Nach einer Weile kam Einer davon zurück und sprach: „Ihr Herren! es wäre Thorheit von Euch, umsonst Euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir sind unserer genug, um Euch völlig aufzureiben; aber ziehet Euch zurück, es soll Keinem das Geringste zu Leide geschehen; wir wollen keines Groschen Werth von Euch nehmen."

„Was wollt Ihr denn sonst?" rief der Student. „Meint Ihr, wir werden solchem Gesindel trauen? Nimmermehr! wollt Ihr Etwas holen, in Gottes Namen so kommet, aber den ersten, der sich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfschmerzen mehr haben soll!"

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig;" antwortete der Räuber. „Es soll ihr Nichts geschehen, wir wollen sie an einen sichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zu-

rückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge sie mit zwanzigtausend Gulden auslösen."

„Solche Vorschläge sollen wir uns machen lassen?" entgegnete der Jäger knirschend vor Wuth und spannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn Du da unten nicht bei drei hinweg bist, so drücke ich los, eins, zwei —"

„Halt!" schrie der Räuber mit donnernder Stimme; „ist das Sitte, auf einen wehrlosen Mann zu schießen, der mit Euch friedlich unterhandelt? Thörichter Bursche, Du kannst mich todt schießen, und dann hast Du erst keine große Heldenthat gethan; aber hier stehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nüzt es dann deiner Frau Gräfin, wenn Ihr todt oder verstümmelt auf der Flur lieget? Glaube mir, wenn sie freiwillig mitgeht, soll sie mit Achtung behandelt werden, aber wenn Du, bis ich drei zähle, t den Hahnen in Ruhe sezst, so soll es ihr

übel ergehen. Hahnen in Ruh', eins, zwei, drei!"

„Mit diesen Hunden ist nicht zu spaßen," flüsterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrhaftig an meinem Leben liegt Nichts, aber wenn ich Einen niederschieße, könnten sie meine Dame um so härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns," fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenstillstand, um die Gräfin vorzubereiten, sie würde, wenn sie es so plözlich erfährt, den Tod davon haben."

„Zugestanden," antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit sechs Männern besetzen.

Bestürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reisenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es lag dieses so nahe, und so laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und

zitterte heftig, aber dennoch schien sie fest entschlossen, sich in ihr Schicksal zu ergeben: „Warum soll ich nuzlos das Leben so vieler braver Leute aufs Spiel setzen?“ sagte sie; „warum Euch zu einer vergeblichen Vertheidigung auffordern, Euch, die Ihr mich gar nicht kennet? nein, ich sehe, daß keine andere Rettung ist, als den Elenden zu folgen.“

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und schwur, daß er diese Schmach nicht überleben könne. Der Student aber schmähte auf sich und seine Größe von sechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner,“ rief er, „und hätte ich keinen Bart, so wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und diese Elenden sollten spät genug erfahren, welchen Mißgriff sie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieser ..u großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes

Wesen kam ihm so rührend und bekannt vor, es war ihm, als sei es seine frühe verstorbene Mutter, die sich in dieser schrecklichen Lage befände. Er fühlte sich so gehoben, so muthig, daß er gerne sein Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte sprach, da blizte auf einmal ein Gedanke in seiner Seele auf; er vergaß alle Angst, alle Rücksichten, und er dachte nur an die Rettung dieser Frau. „Ist es nur dieß," sprach er, indem er schüchtern und erröthend hervor trat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloses Kinn und ein muthiges Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, so bin ich vielleicht auch nicht zu schlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rock an, setzet meinen Hut auf euer schönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, eure Straße."

Alle waren erstaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig

um den Hals. „Goldjunge,“ rief er, „das wolltest Du thun? wolltest Dich in meiner gnädigen Frau Kleider stecken lassen und sie retten? Das hat Dir Gott eingegeben; aber allein sollst Du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei Dir bleiben an deiner Seite, als dein bester Freund, und so lange ich lebe, sollen sie Dir Nichts anhaben dürfen.“ „Auch ich ziehe mit Dir, so wahr ich lebe!“ rief der Student.

Es kostete lange Ueberredung, um die Gräfin zu diesem Vorschlag zu überreden. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Mensch für sie sich aufopfern sollte; sie dachte sich im Fall einer späteren Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, schrecklich. Aber endlich siegten theils die Bitten des jungen Menschen, theils die Ueberzeugung, im Fall sie gerettet würde, Alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte

ein. Der Jäger und die übrigen Reisenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er sich schnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger sezte ihm noch zum Ueberfluß einige falsche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und Alle versicherten, daß man ihn nicht erkennen würde. Selbst der Zirkelschmid schwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor seinem muthigen Kameraden sein Kompliment mache.

Die Gräfin hatte sich indessen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern versehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Reisestock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten sie völlig unkenntlich, und die Reisenden würden zu jeder andern Zeit über diese komische Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Hand=

werksbursche dankte Felix mit Thränen und versprach die schleunigste Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich," antwortete Felix, „in diesem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet sich eine kleine Schachtel; verwahren Sie diese sorgfältig, wenn sie verloren gienge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß sie meiner Pflegmutter bringen und —"

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß," entgegnete sie, „es soll Euch Alles unbeschädigt wieder zurückgestellt werden, denn ich hoffe, Ihr kommet dann selbst, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen."

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; sie riefen, die Frist sey verflossen und Alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger gieng zu ihnen hinab und

erklärte

erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlassen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch sey, ehe er ohne seine Gebieterin vor seinem Herrn erschiene. Auch der Student erklärte, diese Dame begleiten zu wollen. Sie berathschlagten sich über diesen Fall und gestanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger sogleich seine Waffen abgebe. Zugleich befahlen sie, daß die übrigen Reisenden sich ruhig verhalten sollen, wann die Gräfin hinweg geführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über seinen Hut gebreitet war, sezte sich in eine Ecke, die Stirne in die Hand gestüzt, und in dieser Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reisenden hatten sich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch so, daß sie, was vorgieng, überschauen konnten; der Jäger saß anscheinend traurig, aber auf Alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nach=

dem sie ein'ge Minuten so gesessen, gieng die Thüre auf, und ein schöner, stattlich gekleideter Mann von etwa sechs und dreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militärischer Uniform, einen Orden auf der Brust, einen langen Säbel an der Seite, und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem schöne Federn herabwallten. Zwei seiner Leute hatten gleich nach seinem Eintritt die Thüre besezt.

Er gieng mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er schien vor einer Dame dieses Ranges etwas in Verlegenheit zu seyn, er sezte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu sprechen. „Gnädige Frau," sagte er, „es gibt Fälle, worein man sich in Geduld schicken muß. Ein solcher ist der ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Respekt vor einer so ausgezeichneten Dame auch nur auf einen Augenblick aus den Augen setzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie

werden über Nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den Sie diesen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Sehen Sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabschneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältnisse zu diesem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieser Gegend entfernen; aber wir brauchen Reisegeld. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, Kaufleute oder Postwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück gestürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl hat vor sechs Wochen eine Erbschaft von fünfmalhunderttausend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtausend Gulden von diesem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und bescheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jezt sogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu schreiben, worin Sie ihm schreiben, daß wir Sie zurück-

gehalten, daß er die Zahlung so bald als möglich leisten möge, widrigenfalls — Sie verstehen mich, wir müßten dann etwas härter mit Ihnen selbst verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn sie nicht unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird."

Diese Scene wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von allen Gästen der Waldschenke, am ängstlichsten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der sich für sie geopfert, könnte sich verrathen. Sie war fest entschlossen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben so fest stand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktasche des Goldarbeiters ein Messer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit sich lieber zu tödten, als eine solche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder

ängstlich war Felix selbst. Zwar stärkte und tröstete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That sey, einer bedrängten, hülflosen Frau auf diese Weise beizustehen; aber er fürchtete sich durch jede Bewegung, durch seine Stimme zu verrathen. Seine Angst steigerte sich, als der Räuber von einem Briefe sprach, den er schreiben sollte.

Wie sollte er schreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne sich zu verrathen?

Seine Angst stieg aber aufs höchste, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuschlagen und zu schreiben.

Felix wußte nicht, wie hübsch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde sich vor einer Entdeckung nicht im mindesten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zu-

rückschlug, schien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen, muthigen Zügen, sie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldschmids entgieng dieß nicht; getrost, daß wenigstens in diesem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten sey, ergriff er die Feder und schrieb an seinen vermeintlichen Gemahl, nach einer Form, wie er sie einst in einem alten Buche gelesen; er schrieb:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reise mitten in der Nacht plözlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Absicht zutrauen kann. Sie werden mich so lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von 20,0C0 Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung ist dabei, daß Sie nicht im Mindesten über die Sache sich bei der

Obrigkeit beschweren, noch ihre Hülfe nachsuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldschenke im Spessart schicken; widrigenfalls ist mir mit längerer und harter Gefangenschaft gedroht.

Es fleht Sie um schleunige Hülfe an Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Bestimmung an,“ fuhr er fort, „ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieser Personen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückschicken.“

„Der Jäger und dieser Herr hier werden mich begleiten,“ antwortete Felix.

„Gut,“ entgegnete Jener, indem er an die Thüre gieng und die Kammerfrau herbei-

rief, „so unterrichten Sie diese Frau, was sie zu thun habe.“

Die Kammerfrau erschien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er sich auch jezt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken stärkte, gab ihm auch jezt wieder seine Reden ein. „Ich habe Dir Nichts weiter aufzutragen,“ sprach er, „als daß Du den Grafen bittest, mich so bald als möglich aus dieser unglücklichen Lage zu reißen.“ —

„Und,“ fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs Genaueste und Ausdrücklichste empfehlen, daß er Alles verschweige und Nichts gegen uns unternehme, bis seine Gemahlin in seinen Händen ist. Unsere Kundschafter würden uns bald genug davon unterrichten, und ich möchte dann für Nichts stehen.“

Die zitternde Kammerfrau versprach Alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Klei-

dungsstücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man sich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dieß geschehen war, foderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix stand auf, der Jäger und der Student folgten ihm und alle drei stiegen begleitet von dem Anführer der Räuber die Treppe hinab.

Vor der Waldschenke standen viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewiesen, ein anderes, ein schönes, kleines Thier mit einem Damensattel versehen, stand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldschmid in den Sattel, schnallte ihn fest, und bestieg dann selbst sein Roß. Er stellte sich zur Rechten der Dame auf, zur Linken hielt Einer der Räuber; auf gleiche Weise waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem sich auch die übrige Bande zu Pferd ge=

sezt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verschwunden.

Die Gesellschaft, die im obern Zimmer versammelt war, erholte sich nach diesem Auftritt allmählig von ihrem Schrecken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geschehen pflegt, vielleicht sogar heiter gewesen, hätte sie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beschäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldschmids aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn sie bedachte, daß sie einem Menschen so unendlich viel zu verdanken habe, dem sie nie zuvor Gutes gethan, den sie nicht einmal kannte. Ein Trost war es für Alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten sie ihn doch trösten, wenn sich der junge

Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verschlagene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen sich noch mit einander, was zu thun sey. Die Gräfin beschloß, da ja sie kein Schwur gegen den Räuber binde, sogleich zu ihrem Gemahl zurückzureisen und Alles aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, sie zu befreien; der Fuhrmann versprach, nach Aschaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelschmid aber wollte seine Reise fortsetzen.

Die Reisenden wurden in dieser Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenstille herrschte in der Waldschenke, die noch vor Kurzem der Schauplatz so schrecklicher Scenen gewesen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräfin zu dem Wirth hinabgiengen, um Alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten sie schnell zurück und berichteten, daß sie die Wirthin

und ihr Gesinde in einem elenden Zustande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beistand.

Die Reisenden sahen sich bei dieser Nachricht erstaunt an. „Wie?“ rief der Zirkelschmid; „so sollten diese Leute dennoch unschuldig seyn? so hätten wir ihnen Unrecht gethan, und sie standen nicht in Einverständniß mit den Räubern?“

„Ich lasse mich aufhängen statt ihrer,“ erwiederte der Fuhrmann, „wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dieß alles ist nur Betrug, um nicht überwiesen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieser Wirthschaft? Erinnert Ihr Euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht sogleich erschienen und mürrisch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch sie sind unser, wenigstens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in

der Schenke weniger verdächtig ausgesehen, hätte uns die Wirthin nicht so mißtrauisch gemacht, wir wären nicht zusammen gestanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigsten unsere Thüre bewacht, und diese Verwechslung des braven jungen Burschen wäre nimmer möglich geworden."

Sie stimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein und beschloßen auch die Wirthin und ihr Gesinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch, um sie desto sicherer zu machen, wollten sie sich jezt Nichts merken lassen. Die Bedienten und der Fuhrmann giengen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf und bezeugten sich so mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäste noch mehr zu versöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für Jeden und lud sie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte seine Zeche, nahm von seinen Leidensgenoßen Abschied und fuhr seine Straße. Nach diesem machten sich die beiden Handwerksbursche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldschmids war, so drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel schwerer wurde ihr ums Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecherische Hand hinstreckte, um Abschied zu nehmen. „Ei, was seyd Ihr doch für ein junges Blut," rief sie beim Anblick des zarten Jungen, „noch so jung und schon in die Welt hinaus! Ihr seyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meister aus der Werkstatt jagte. Nun, was geht es mich an, schenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reise!"

Die Gräfin wagte vor Angst und Beben nicht zu antworten, sie fürchtete, sich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkel=

schmid merkte es, nahm seinen Gefährten unter den Arm, sagte der Wirthin Ade und stimmte ein lustiges Lied an, während er dem Wald zuschritt.

„Jezt erst bin ich in Sicherheit!“ rief die Gräfin, als sie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte festnehmen. O, wie will ich Euch allen danken! kommet auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euren Reisegenossen bei mir wieder abholen.“

Der Zirkelschmid sagte zu, und während sie noch sprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; schnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame schlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburschen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieselbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplaz der Bande er-

reicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldstraße im schnellsten Trab weggeritten; mit ihren Gefangenen wechselten sie kein Wort, auch unter sich flüsterten sie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges sich veränderte. Vor einer tiefen Waldschlucht machte man endlich Halt. Die Räuber saßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er sich über den harten und eiligen Ritt entschuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu sehr angegriffen sey.

Felix antwortete ihm so zierlich als möglich, daß er sich nach Ruhe sehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es gieng einen steilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war so schmal und abschüssig, daß der Anführer oft seine Dame unterstützen mußte, um sie vor der Gefahr hinabzustürzen zu bewahren.

wahren. Endlich langte man unten an. Felix sah vor sich beim matten Schein des anbrechenden Morgens ein enges kleines Thal von höchstens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Kessel hoch hinanstrebender Felsen lag. Etwa sechs bis acht kleine Hütten waren in dieser Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige schmutzige Weiber schauten neugierig aus diesen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umsprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beste dieser Hütten und sagte ihr, diese sey ausschließlich zu ihrem Gebrauch bestimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelassen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze

dienen mußten. Einige Kräge und Schüsseln aus Holz geschnizt, eine alte Jagdflinte, und in der hintersten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieses gräflichen Pallastes. Jezt erst, allein gelassen in dieser elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre sonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar seine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für seine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte sich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm schnell näher und flüsterte ihm zu: „sey um Gottes willen stille, lieber Junge; glaubst Du denn nicht, daß man uns behorcht?“ „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten sie Verdacht schöpfen,“ sezte der Student hinzu. Dem armen Felix blieb Nichts übrig, als stille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger," sagte er, „ich weine nicht aus Angst vor diesen Räubern oder aus Furcht vor dieser elenden Hütte, nein, es ist ein ganz anderer Kummer, der mich drückt! Wie leicht kann die Gräfin vergessen, was ich ihr schnell noch sagte, und dann hält man mich für einen Dieb, und ich bin elend auf immer!"

„Aber was ist es denn, das Dich so ängstigt?" fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menschen, der sich bisher so muthig und stark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben," antwortete Felix. „Mein Vater war ein geschickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als sie meinen Vater heurathete, wurde sie von der Gräfin, welcher sie gedient hatte, trefflich ausgestattet. Diese blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam,

wurde sie meine Pathe und beschenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nacheinander an einer Seuche starben, und ich ganz allein und verlassen in der Welt stand und ins Waisenhaus gebracht werden sollte, da vernahm die Frau Pathe unser Unglück, nahm sich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, schrieb sie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und sagte zu, und so gab sie mich meinem Meister in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geschick zur Arbeit und brachte es bald so weit, daß mir der Lehrbrief ausgestellt wurde und ich auf die Wanderschaft mich rüsten konnte. Dieß schrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete sie, daß sie das Geld zur Wanderschaft gebe. Dabei schickte sie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich soll sie fassen zu einem schönen Geschmeide, ich solle dann solches als Probe meiner Geschicklichkeit selbst überbringen und das Reisegeld in Em-

pfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und Ihr könnet denken, wie ich mich auf sie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde so schön und zierlich, daß selbst der Meister darüber erstaunte. Als er fertig war, packte ich Alles sorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abschied vom Meister und wanderte meine Straße nach dem Schlosse der Frau Pathe. Da kamen," fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „diese schändlichen Menschen und zerstörten all meine Hoffnung. Denn wenn eure Frau Gräfin den Schmuck verliert oder vergißt, was ich ihr sagte, und das schlechte Ränzchen wegwirft, wie soll ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? womit soll ich mich ausweisen? woher die Steine ersetzen? und das Reisegeld ist dann auch verloren, und ich erscheine als ein undankbarer Mensch, der anvertrautes Gut so leichtsinnig weggegeben. Und am

Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das Leztere seyd getrost!" erwiederte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann; und wenn auch, so wird sie sicherlich ihn ihrem Retter wiedererstatten und ein Zeugniß über diese Vorfälle ausstellen. — Wir verlassen Euch jezt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anstrengungen dieser Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Gespräch unser Unglück auf Augenblicke vergessen, oder besser noch auf unsere Flucht denken."

Sie giengen; Felix blieb allein zurück und versuchte dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er seinen jungen Freund gestärkter und munterer, als

zuvor. Er erzählte dem Goldschmid, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die sie unter den Hütten gesehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienste zur Aufwartung anbieten. Sie beschloßen, um ungestört zu seyn, diese Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte, häßliche Zigeunerweib kam, das Frühstück vorsezte und mit grinzender Freundlichkeit fragte, ob sie nicht sonst noch zu Diensten seyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen, und als sie noch zauderte, scheuchte sie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was sie sonst noch von dem Lager der Räuber gesehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, schönste Frau Gräfin,“ sprach er, „scheint ursprünglich für den Hauptmann bestimmt. Sie ist nicht so geräumig, aber schöner als die Uebrigen. Außer dieser sind noch sechs andere da, in welchen die Wei-

ber und Kinder wohnen, denn von den Räubern sind selten mehr als sechs zu Hause. Einer steht nicht weit von dieser Hütte Wache, der Andere unten am Weg in der Höhe, und ein Dritter hat den Lauerposten oben am Eingang in der Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden sie von den drei Uebrigen abgelöst. Jeder hat überdieß zwei große Hunde neben sich liegen, und sie alle sind so wachsam, daß man keinen Fuß aus der Hütte setzen kann, ohne daß sie anschlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchstehlen können."

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden," entgegnete Felix; „gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet Ihr Verrath, so lasset uns lieber jezt von etwas Anderem reden und nicht lange voraus schon kummervoll seyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefan-

gen, Etwas zu erzählen, fahrt jezt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern."

„Kann ich mich doch kaum erinnern, was es war;" antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herzen und seyd stehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler u Kohlen-Peter aus der Thüre warfen."

„Gut, jezt entsinne ich mich wieder," entgegnete er, „nun, wenn Ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren."

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte gieng, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gerne sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er geschlafen, und zog dann ein langes Register heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?" fragte der Amtmann mit strengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Thurm ist es drei gute Stunden." Da verzagte Peter,

gestand, daß er Nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergiengen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ist's nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, so will ich es einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Fersen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbei rannte, wo er das Glasmänlein zuerst gesprochen, als halte ihn eine unsichtbare Hand auf, aber er riß sich los und lief weiter, bis an die Gränze, die er sich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe athemlos „Holländer Michel, Herr Holländer Michel" gerufen, als auch schon der riesengroße Flözer mit seiner Stange vor ihm stand.

„Kommst Du?" sprach dieser lachend; „haben sie Dir die Haut abziehen und deinen

Gläubigern verkaufen wollen? Nu, sey ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie gesagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatisten und Frömmler her. Wenn man schenkt, muß man gleich recht schenken, und nicht wie dieser Knauser. Doch komm," fuhr er fort und wandte sich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir sehen, ob wir Handels einig werden."

„Handels einig?" dachte Peter. „Was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?" sie giengen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abschüßigen Schlucht; Holländer Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchthurm und reichte ihm einen Arm,

so lange als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf schallte wie eine tiefe Todtenglocke: „setz Dich nur auf meine Hand und halte Dich an den Fingern, so wirst Du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie Jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es gieng weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch Nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, gieng dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwazten sie, und Holländer Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dieß auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn Du im ganzen Körper Muth und Kraft, Etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens Dich zittern machen; und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? hast Du's im Kopf empfunden, als Dich lezthin Einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? hat es Dir im Magen we-

he gethan, als der Amtmann kam, Dich aus dem Haus zu werfen? Was, sag an, was hat Dir wehe gethan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte, denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, Du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es Dich genützt? Sie haben Dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja bist Du deßwegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest Du einen Arzt gehalten. Segen, ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das Dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — Dein Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen, noch deine Zunge,

deine Arme noch deine Beine, sondern dein Herz. Du hast Dir es, wie man richtig sagt, zu sehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man sich denn angewöhnen, daß es nicht mehr so ist? Ich gebe mir jezt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief Jener mit Lachen, „Du armer Schelm. Kannst Nichts dagegen thun; aber gib mir das kaum pochende Ding, und Du wirst sehen, wie gut Du es dann hast."

„Euch, mein Herz?" schrie Peter mit Entsetzen. „Da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn Dir Einer eurer Herrn Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßtest Du wohl sterben; bei mir ist dieß ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge Dich selbst." Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und

führte

führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehreren Gesimsen von Holz standen Gläser, mit durchsichtiger Flüßigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz, auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F.; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!" sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemali-

gen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.

„Aber was tragen sie denn jezt dafür in der Brust?“ fragte Peter, den diß alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dieß“ antwortete Jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?“ erwiederte er und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut gieng, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer Michel, das muß doch gar kalt seyn in der Brust.

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum soll denn ein Herz warm seyn? im Winter nüzt Dich die Wärme Nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn Alles schwül und heiß ist, — Du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt; und wie gesagt, weder Angst

noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz."

„Und das ist Alles, was Ihr mir geben könnet," fragte Peter unmuthig, „ich hoff' auf Geld, und Ihr wollet mir einen Stein geben!"

„Nu, ich denke an hunderttausend Gulden hättest Du für's Erste genug; wenn Du es geschickt umtreibst, kannst Du bald ein Millionär werden."

„Hunderttausend?" rief der arme Köhler freudig, „nun so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir werden bald fertig seyn mit einander. Gut, Michel; gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuse nehmen."

„Ich dachte es doch, daß Du ein vernünftiger Bursche seyst;" antwortete der Holländer freundlich lächelnd, „komm, laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen."

So sezten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns, und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es selbst sei, der in diesem Wagen size; denn auch seine Kleider waren gar nicht mehr dieselben, die er gestern getragen, aber er erinnerte sich doch an Alles so deutlich, daß er endlich sein Nachsinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das ist ausgemacht, und kein Anderer.“ Er wunderte sich über sich selbst, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jezt zum ersten Mal aus der stillen Heimath, aus den Wäldern, wo er so lange gelebt, auszog; selbst nicht, als er an

seine Mutter dachte, die jezt wohl hülflos und im Elend saß, konnte er eine Thräne aus dem Auge pressen oder nur seufzen; denn es war ihm Alles so gleichgültig. „Ach freilich," sagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer Michel, — das meine ist kalt und von Stein."

Er legte seine Hand auf die Brust, und es war ganz ruhig dort, und rührte sich Nichts; „wenn er mit den Hunderttausenden so gut Wort hielt, wie mit dem Herz, so soll es mich freuen," sprach er und fieng an, seinen Wagen zu untersuchen. Er fand Kleidungsstücke von aller Art, wie er sie nur wünschen konnte, aber kein Geld; endlich stieß er auf eine Tasche und fand viele tausend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuser in allen großen Städten. „Jezt hab ich's, wie ich's wollte," dachte er, setzte sich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und schaute aus seinem Wagen links und rechts an den Häusern hinauf, schaute, wenn er anhielt, Nichts als den Schild seines Wirthshauses an, lief dann in der Stadt umher und ließ sich die schönsten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn Nichts, kein Bild, kein Haus, keine Musik, kein Tanz, sein Herz von Stein nahm an Nichts Antheil und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude an Essen und Trinken und der Schlaf, und so lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu seiner Unterhaltung speiste und aus langer Weile schlief. Hie und da erinnerte er sich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher gewesen sey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen. Da hatte ihn jede schöne Aussicht ins Thal, Musik und Gesang hatten ihn ergözt, da hatte er sich stundenlang auf die einfachste Kost, die ihm die Mutter zu dem Mei-

ler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jezt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er über den kleinsten Scherz gelacht; wenn Andere lachten, so verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber sein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig sey, aber zufrieden fühlte er sich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, sondern Oede, Ueberdruß, freudenloses Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald seiner Heimath erblickte, als er zum ersten Mal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen, treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimathlichen Klänge, stark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz, denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse wei-

nen zugleich, aber — wie konnte er nur so thöricht seyn, er hatte ja ein Herz von Stein; und Steine sind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erster Gang war zum Holländer Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel,“ sagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe Alles gesehen, ist aber Alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, euer steinernes Ding, das ich in der Brust trage, schützt mich zwar vor Manchem; ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es ist mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder — gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz.“

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn Du einmal todt bist, Peter Munk,“ antwortete er, „dann soll es Dir nicht fehlen, dann sollst Du dein weiches, rührbares Herz wieder haben, und Du kannst dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr Dein werden! Doch, Peter! gereist bist Du wohl, aber, so wie Du lebtest, konnte es Dich Nichts nüzen. Seze Dich jezt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat Dir nur an Arbeit gefehlt, weil Du müßig warst, hattest Du Lange [illegible] nd schiebst jezt Alles auf dieses unschuldige Herz.“ Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spiel-

Peter sey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es gieng auch jezt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jezt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch, als je. Er trieb jezt aber nicht mehr das Glashandwerk, sondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeschäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach schuldig, aber er lieh Geld nur auf zehen Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann stand er jezt in enger Freundschaft, und wenn Einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen heraus, schäzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und

trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte diß dem reichen Peter einige Unlust, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweise seine Thüre, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen, und die Kinder winselten um ein Stücklein Brod; aber als er sich ein paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hezte, und die Bettelleute flogen schreiend auseinander. Am meisten Beschwerde machte ihm das „alte Weib.“ Das war aber Niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen; da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte sie sich nimmer, denn er hatte sie einmal weggejagt, aber es that ihr wehe, von den Gutthaten

anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgenloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt; mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbäzner heraus, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Bazen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin

sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und Keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sei eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus, und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirmeß. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwalds hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr, als er hörte, es sey dieß der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sag=

te zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter Nichts zu Dank machen, sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; aber als Herr Peter dieß eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst Du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast Du was mitgebracht ins Haus, das Du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus, wie eine Fürstin. Noch einmal laß Dich betreten, so sollst Du meine Hand fühlen!“ Die schöne Lisbeth

weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes und sie wünschte oft lieber daheim zu seyn, in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könnte, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jezt unter der Thüre saß, und es gieng ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut und hub an seinen Spruch, so drückte sie die Augen zu, das Elend nicht zu schauen, sie ballte die Hand fester, damit sie nicht unwillkührlich in die Tasche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die schöne Lisbeth im ganzen Wald verschrieen wurde, und es hieß, sie sey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages saß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und spann und murmelte ein Liedchen dazu; denn sie war munter, weil es schön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes

Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, schweren Sack, und sie hört ihn schon von Weitem keuchen. Theilnehmend sieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem so alten kleinen Mann sollte man nicht mehr so schwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein, „Ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

„Aber Ihr solltet in eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu fristen" antwortete er, „ach so eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dieß hörte, eilte sie ins Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm war, und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sey, und so stellte sie den Wasserkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch besser frommen, als Wasser, da Ihr schon so gar alt seyd," sprach sie, „aber trinket nicht zu hastig und esset auch Brod dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Thränen in seinen alten Augen standen, er trank und sprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären, und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wußten, wie Ihr,

Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein und den Lohn soll sie zur Stelle haben," schrie eine schreckliche Stimme, und als sie sich umsahen, war es Herr Peter mit blutrothem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest Du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibst Du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er dis sah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte sich herab zu schauen, ob noch Leben in ihr sey, aber das Männlein sprach mit wohlbekannter Stimme:

„Gib Dir keine Mühe, Kohlen-Peter; es war die schönste und lieblichste Blume im Schwarzwald, aber Du hast sie zertreten, und nie mehr wird sie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er sprach: „Also Ihr seyd es, Herr Schatzhauser? Nun, was geschehen ist, ist geschehen, und es hat wohl so kommen müssen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine sterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdische Gerichte sind es, die Du zu fürchten hast, sondern andere und strengere; denn Du hast deine Seele an den Bösen verkauft.“

„Und hab ich mein Herz verkauft“ schrie Peter, „so ist Niemand daran schuld, als Du, und deine betrügerische Schätze; Du tückischer Geist hast mich ins Verderben geführt, mich

getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe suchte, und auf Dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er diß gesagt, so wuchs und schwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und seine Augen sollen so groß gewesen seyn, wie Suppenteller, und sein Mund war wie ein geheizter Backofen und Flammen blizten daraus hervor. Peter warf sich auf die Knie, und sein steinernes Herz schüzte ihn nicht, daß nicht seine Glieder zitterten, wie eine Espe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeist im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte Dich zerschmettern, wenn ich wollte, denn Du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieses todten Weibes willen, die mich gespeist und getränkt hat, gebe ich Dir acht Tage Frist. Bekehrst Du Dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme dein

Gebein, und Du fahrst hin in deinen Sünden."

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbeigiengen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich gieng Einer in das Haus und brachte Wasser herbei, und besprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber Keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, schlich in sein Haus und schaute sich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor Nichts, denn sein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte,

kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit Thränen der Armen, mit Tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seinen Hund gehezt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater Rechenschaft geben, wenn er käme und fragte: „wo ist meine Tochter, dein Weib?" Wie wollte er einem Andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief; „Peter, schaff Dir ein wärmeres Herz!" und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth seyn, die ihm diese Warnung zurief. Den an=

dern Tag gieng er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er sezte sich zu ihm, sie sprachen diß und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort Einer so schnell gestorben sey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher seyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begrabt man das Herz auch?“ fragte Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber Einer sein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an; „was willst Du damit sagen? willst Du mich foppen? Meinst Du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, so fest wie Stein;“ erwiederte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es Niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt Du es? Oder pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr!“

„Pocht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!“ antwortete Peter Munk. „Aber sag' mir, da Du jezt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen?“

„Was kümmert Dich dieß, Gesell!“ fragte Ezechiel lachend. „Hast ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das ist ja gerade das Bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor solchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jezt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war.“

„Nun – gut wird es uns gerade nicht gehen;“ sagte Ezechiel. „Hab mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündiget hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich;“ erwiederte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so theilnamlos und ganz gleichgültig ist, wenn ich an solche Dinge denke.“

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf oder sechsmal die bekannte Stimme in sein Ohr lispeln: „Peter, schaff' Dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er sie getödtet, aber wenn er dem Gesinde sagte, seine Frau sey verreist, so dachte er immer dabei: „wohin mag sie wohl gereist seyn?“ Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts diese Stimme,

und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an und sezte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und gieng schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist viele hundert Jahre alt,
Dein ist all Land, wo Tannen stehen,
Läßt Dich nur Sonntagskindern sehen.“

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich, wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röcklein an von schwarzem Glas, und ein langer Trauer-

flor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willst Du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schazhauser,“ antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünschen?“ sagte Jener; „Du hast Alles, was Du für deinen schlechten Sinn bedarfst, und ich werde schwerlich deinen Wunsch erfüllen.“

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünsche zugesagt; einen hab ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn versagen, wenn er thöricht ist,“ fuhr der Waldgeist fort; „aber wohlan, ich will hören, was Du willst?“

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz,“ sprach Peter.

„Hab ich den Handel mit Dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein; „bin ich der Holländer Michel, der Reichthum und kalte Herzen schenkt? Dort, bei ihm mußt Du dein Herz suchen?“

„Ach, er gibt es nimmer zurück,“ antwortete Peter.

„Du dauerst mich, so schlecht Du auch bist,“ sprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunsch nicht thöricht ist, so kann ich Dir wenigstens meine Hülfe nicht versagen. So höre. Dein Herz kannst Du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch List, und es wird vielleicht nicht schwer halten; denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er sich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich Dir heiße.“ Und nun unterrichtete er ihn in Allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann Dir nicht schaden, und er wird Dich frei

lassen, wenn Du ihm diß vorhalten und dazu beten wirst. Und hast Du dann, was Du verlangt hast, erhalten, so komm wieder zu mir an diesen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte sich alle Worte ins Gedächtniß, und gieng weiter nach Holländer Michels Behausung. Er rief dreimal seinen Namen, und alsobald stand der Riese vor ihm. „Du hast dein Weib erschlagen?" fragte er ihn mit schrecklichem Lachen, „hätt' es auch so gemacht, sie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber Du wirst auf einige Zeit ausser Landes gehen müssen, denn es wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet; und Du brauchst wohl Geld und kommst, um es zu holen?"

„Du hasts errathen" erwiederte Peter, „und nur recht viel dißmal, denn nach Amerika ists weit."

Michel gieng voran und brachte ihn in seine Hütte, dort schloß er eine Truhe auf, wor-

in viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es so auf den Tisch hin zählte, sprach Peter: „Du bist ein loser Vogel, Michel, daß Du mich belogen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und Du habest mein Herz!“

„Und ist es denn nicht so?“ fragte Michel staunend; ‚fühlst Du denn dein Herz? ist es nicht kalt, wie Eis? Hast Du Furcht oder Gram, kann Dich Etwas reuen?“

„Du hast mein Herz nur stille stehen lassen, aber ich hab' es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß Du uns angelogen hast; Du bist nicht der Mann dazu, der Einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reissen könnte! da müßtest Du zaubern können.“

„Aber ich versichere Dich“ rief Michel unmuthig, „Du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben solche

kalte Herzen wie Du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer."

„Ei, wie Dir das Lügen von der Zunge geht!" lachte Peter. „Das mach' Du einem Andern weiß. Meinst Du, ich hab auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Duzenden gesehen? Aus Wachs nachgeahmt sind Deine Herzen hier in der Kammer. Du bist ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannst Du nicht."

Da ergrimmte der Riese und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, schau, das ist Peter Munks Herz; siehst Du, wie es zuckt? kann man das auch aus Wachs machen?"

„Und doch ist es aus Wachs" antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst Du nicht!"

„Aber ich will es Dir beweisen!" rief Jener ärgerlich; „Du sollst es selbst fühlen, daß

diß dein Herz ist." Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus seiner Brust und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und sezte es behutsam an seine Stelle, und alsobald fühlte Peter, wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es Dir jezt?" fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, Du hast doch Recht gehabt," antwortete Peter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!"

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das siehst Du; aber komm, jezt will ich Dir den Stein wieder hinein setzen."

„Gemach, Herr Michel!" rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und dißmal bist Du der Betrogene." Und zugleich

gleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder und wand sich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkstatt eines Uhrmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte, und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein schreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber sah er mit

Entsetzen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zersplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, sein schönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet, er kam sich selbst wie der Auswurf der Menschen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schazhauser saß unter dem Tannenbaum und rauchte aus seiner kleinen Pfeife, doch sah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinst Du, Kohlen-Peter?“ fragte er, „Hast Du dein Herz nicht erhalten? liegt noch das kalte in deiner Brust?“

„Ach Herr!“ seufzte Peter; „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren so trocken, als das Land im Juli; jezt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehezt, und, Ihr

wißt es ja selbst — wie meine Peitsche auf ihre schöne Stirne fiel!"

„Peter! Du warst ein großer Sünder!" sprach das Männlein. „Das Geld und der Müssiggang haben Dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue versöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß Dir dein Leben recht leid thut, so könnte ich schon noch was für Dich thun."

„Will Nichts mehr," antwortete Peter und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus; kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was soll ich so allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau! Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schazhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende."

„Gut," erwiederte das Männlein, „wenn Du nicht anders willst, so kannst Du es haben; meine Axt hab ich bei der Hand." Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und steckte es ein. Dann stand er langsam auf und gieng hinter die Tannen. Peter aber sezte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm Nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: „jezt wird er kommen."

„Schau Dich noch einmal um, Peter Munk!" rief das Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen, und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Lisbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist Du nicht todt, Lisbeth? und auch Ihr seyd da, Mutter und habt mir vergeben?"

„Sie wollen Dir verzeihen," sprach das Glasmännlein, „weil Du wahre Reue fühlst

und Alles soll vergessen seyn. Zieh jezt heim in deines Vaters Hütte und sey ein Köhler, wie zuvor; bist Du brav und bieder, so wirst Du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden Dich mehr lieben und achten, als wenn Du zehen Tonnen Goldes hättest." So sprach das Glasmännlein und nahm Abschied von ihnen.

Die drei lobten und segneten ihn und giengen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters stand nicht mehr; der Bliz hatte es angezündet und mit all seinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin gieng jezt ihr Weg und der große Verlust bekümmerte sie nicht.

Aber wie staunten sie, als sie an die Hütte kamen! Sie war zu einem schönen Bauernhaus geworden, und Alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie schön!“ sagte Frau Lisbeth, „und hier ist mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Gesinde.“

Von jezt an wurde Peter Munk ein fleissiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem schönen Knaben genas, gieng Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhauser“ rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts Anderes, als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Wind-

stoß sauste durch die Tannen und warf einige Tannzapfen herab ins Gras. „So will ich diß zum Andenken mit nehmen, weil Ihr Euch doch nicht sehen lassen wollet,“ rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche und gieng nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntagswamms auszog und seine Mutter die Taschen umwandte und das Wamms in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus, und als man sie öffnete, waren es lauter gute, neue Badische Thaler, und kein einziger falscher darunter. Und das war das Pathengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk schon graue Haare hatte, sagte er: „es ist doch besser zufrieden zu seyn mit Wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

Es mochten schon etwa fünf Tage vergangen seyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen saßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und seinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch sehnten sie sich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, desto höher stieg auch ihre Angst vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger seinen Leidensgenossen, daß er entschlossen sey, in dieser Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Er munterte seine Gefährten zum gleichen Entschluß auf und zeigte ihnen, wie sie ihre Flucht ins Werk sezen könnten. „Den, der uns zunächst steht, nehme ich auf mich; es ist Nothwehr, und Noth kennt kein Gebot, er muß sterben.“

„Sterben?“ rief Felix entsezt; „Ihr wollt ihn todt schlagen?“

„Das bin ich fest entschlossen, wenn es darauf ankommt, zwei Menschenleben zu retten.

Wisset, daß ich die Räuber mit besorglicher Miene habe flüstern hören, im Wald werde nach ihnen gestreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böse Absicht der Bande, sie schimpften auf uns und gaben zu verstehen, wenn die Räuber angegriffen würden, so müssen wir ohne Gnade sterben."

„Gott im Himmel!" rief der Jüngling entsezt und verbarg sein Gesicht in die Hände.

„Noch haben sie uns das Messer nicht an die Kehle gesezt," fuhr der Jäger fort; „drum laßt uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel ist, schleiche ich auf die nächste Wache zu; sie wird anrufen; ich werde ihm zuflüstern, die Gräfin sey plözlich sehr krank geworden, und indem er sich umsieht, stoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der Zweite kann uns eben so wenig entgehen; und beim Dritten haben wir zu zwei leichtes Spiel." —

Der Jäger sah bei diesen Worten schrecklich aus, daß Felix sich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von diesem blutigen Gedanken abzustehen, als die Thüre der Hütte leise aufgieng und schnell eine Gestalt herein schlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutsam schloß er wieder zu und winkte den beiden Gefangenen, sich ruhig zu verhalten. Er sezte sich neben Felix nieder und sprach:

„Frau Gräfin, Ihr seyd in einer schlimmen Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Lösegeld nicht geschickt, sondern er hat auch die Regierungen umher aufgeboten, bewaffnete Mannschaft streift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder an eurem Leben wenig liegen, oder er traut unsern Schwüren nicht. Euer Leben ist in unserer Hand, ist nach un-

sern Gesezen verwirkt. Was wollet Ihr dagegen einwenden?"

Bestürzt sahen die Gefangenen vor sich nieder, sie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl, daß ihn das Geständniß über seine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr sezen könnte.

„Es ist mir unmöglich," fuhr der Hauptmann fort, „eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, also in Gefahr zu sezen. Darum will ich Euch einen Vorschlag zur Rettung machen, es ist der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen."

Erstaunt, überrascht blickten ihn Beide an; er aber sprach weiter: „Die Mehrzahl meiner Gesellen ist entschlossen, sich nach Italien zu ziehen und unter einer weitverbreiteten Bande Dienste zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem Andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinschaft-

liche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun euer Wort geben wolltet, Frau Gräfin, für mich gut zu sprechen, eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schutze anzuwenden, so kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu spät ist."

Felix schwieg verlegen; sein redliches Herz sträubte sich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, geflissentlich einer Gefahr auszusetzen, vor welcher er ihn nachher nicht schützen könnte. Als er noch immer schwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man sucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringsten Dienst zufrieden seyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermöget, aber ich will ja Nichts weiter, als euer Versprechen, Etwas für mich in dieser Sache zu thun."

„Nun denn," antwortete Felix mit niedergeschlagenen Augen, „ich verspreche Euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften steht, anzuwenden, um Euch nüzlich zu seyn. Liegt

doch, wie es Euch auch ergehe, ein Trost für mich darin, daß Ihr diesem Räuberleben Euch selbst freiwillig entzogen habt."

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieser gütigen Dame, flüsterte ihr noch zu, sich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben so vorsichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war. „Wahrlich!" rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar sollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen lassen, daß in der Welt noch Etwas dergleichen geschehen könnte, und daß mir ein solches Abenteuer begegnen sollte?"

„Wunderbar, allerdings!" erwiederte Felix, „aber habe ich auch recht gethan, diesen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? saget selbst Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht gestehe, wer ich bin?"

„Ei, wie mögt Ihr solche Skrupel haben, lieber Junge!“ entgegnete der Student, „nachdem Ihr eure Rolle so meisterhaft gespielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängstigen, das ist nichts Anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angesehene Frau schändlicher Weise von der Straße hinweg führen zu wollen, und wäret Ihr nicht gewesen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin stünde? Nein, Ihr habt nicht Unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten sich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieses Gesindels, sich selbst ausliefert.“

Dieser leztere Gedanke tröstete den jungen Goldschmid. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Besorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten sie die nächsten Stunden. Es war schon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und sprach: „Frau

Gräfin, um unsere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig diese Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marsch an.“ Nach diesen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte schwören, diese steht Euch noch besser, als die erste!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübsches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er sich gerüstet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu; er legte sie zu einem kleinen Bündel zusammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, sie ihm zu schenken, und sie dann sein ganzes Leben hindurch zum Andenken an diese merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollständig bewaffnet und brachte dem Jäger die

Büchse, die man ihm abgenommen, und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirschfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die Drei, daß es sehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix diese Waffe empfieng, dem Räuber seinen wahren Stand verrathen können. Als sie behutsam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Posten an der Hütte dießmal nicht besezt sey. So war es möglich, daß sie unbemerkt an den Hütten vorbeischleichen konnten, doch schlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinauf führte, sondern er näherte sich einem Felsen, der ganz senkrecht, und wie es schien, unzugänglich vor ihnen lag. Als sie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerksam, die an dem Felsen herabgespannt war. Er warf seine Büchse auf den Rücken

und

und stieg zuerst hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger stieg zulezt herauf. Hinter diesem Felsen zeigte sich ein Fußpfad, den sie einschlugen und rasch vorwärts giengen.

„Dieser Fußpfad," sprach der Hauptmann, „führt nach der Aschaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, sich gegenwärtig dort aufhält."

Schweigend zogen sie weiter; der Räuber immer voran, die drei Andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten sie an; der Hauptmann lud Felix ein, sich auf einen Baumstamm zu setzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflasche mit altem Wein hervor, und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon stoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In diesem Fall bitte

ich Sie, mit dem Anführer der Soldaten zu sprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen."

Felix sagte auch dieß zu, obwohl er sich von seiner Fürsprache geringen Erfolg versprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen seyn und näherten sich schon der Landstraße, der Tag fieng an heraufzukommen, und die Dämmerung verbreitete sich schon im Wald, als ihre Schritte plözlich durch ein lautes „Halt! Steht!" gefesselt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen sie vor und bedeuteten ihnen, sie müßten folgen und vor dem kommandirenden Major sich über ihre Reise ausweisen. Als sie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, sahen sie links und rechts im Gebüsch Gewehre blizen, eine große Schaar schien den Wald besezt zu haben. Der Major saß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche.

Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, sie zu examiniren über das „woher" und „wohin," sprang Einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was sehe ich, das ist ja Gottfried, unser Jäger!" „Ja wohl, Herr Amtmann!" antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des schlechten Gesindels."

Die Offiziere erstaunten, ihn hier zu sehen; der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie sie errettet worden, und wer der Dritte sey, welcher ihn und den jungen Goldschmid begleitete.

Erfreut über diese Nachricht traf der Major sogleich seine Masregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu lassen, den jungen Goldschmid aber führte er zu seinen Kameraden, stellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch

seinen Muth und seine Geistesgegenwart gerettet habe, und alle schüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht satt werden, sich von ihm und dem Jäger ihre Schicksale erzählen zu lassen.

Indessen war es völlig Tag geworden. Der Major beschloß, die Befreiten selbst bis in die Stadt zu begleiten; er gieng mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächste Dorf, wo sein Wagen stand, und dort mußte sich Felix zu ihm in den Wagen sezen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und so zogen sie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldschenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben so reissend gieng jezt die Sage von seiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wo-

hin sie zogen, die Straßen gedrängt voll Menschen standen, die den jungen Helden sehen wollten. Alles drängte sich zu, als der Wagen langsam hereinfuhr. „Das ist er,“ riefen sie, „seht Ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier; es lebe der brave Goldschmidsjunge!“ und ein tausendstimmiges „Hoch“ füllte die Lüfte.

Felix war beschämt, gerührt von der rauschenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick stand ihm auf dem Rathhause der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfieng ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich Dir vergelten, mein Sohn!“ rief er; „Du hast mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! Du hast mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer solchen Gefangenschaft nicht ertragen.“

Es war der Gemahl der Gräfin, der diese Worte sprach. So sehr sich Felix sträuben mochte, einen Lohn für seine Aufopferung zu bestimmen, so unerbittlich schien der Graf darauf bestehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schicksal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie diese Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht so wohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edlen Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl seiner Bitte ablegte, versprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demselben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldschmid nach seinem Schloße, wo die Gräfin, noch immer besorgt um das Schicksal des jungen Mannes, der sich für sie geopfert, sehnsuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beschreibt ihre Freude, als ihr Gemahl,

den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; sie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter so unendlich viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welche Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist Alles,“ sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich

umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," sprach er bewegt, „ich kann dieß nicht annehmen. Die Kleider sollen euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch, weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend Etwas belohnen wollet, so erhaltet mir eure Gnade, statt anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall kommen, eurer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten

werde.“ Noch lange drang man in den jungen Mann, aber Nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!“ rief er; „nur Etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ sprach sie; „obgleich ich gerne Alles zu eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?“

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr Alles haben,“ erwiederte er lächelnd, „doch dieß gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es selbst gefertigt und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe.“

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen zurück.

„Wie! diese Steine!“ rief sie; „und für eure Pathin sind sie bestimmt, sagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geschickt, ich habe sie gefaßt und bin auf dem Wege, sie selbst zu überbringen.“

Gerührt sah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So bist Du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief sie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr so schnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und sah sie bestürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ sprach sie gerührt zu ihrem staunenden Gemahl, „das ist ja Felix, unser Pathchen,“ der Sohn unserer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der Du kommen wolltest; so hast Du deine Pathin gerettet, ohne es zu wissen.“

„Wie? seyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die so viel an mir und meiner Mutter gethan? und dieß ist das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geschick, das mich so wunderbar mit Euch zusammentreffen ließ; so hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem

Maas, meine große Dankbarkeit bezeugen können!“

„Du hast mehr an mir gethan,“ erwiederte sie, „als ich je an Dir hätte thun können; doch so lange ich lebe, will ich Dir zu zeigen suchen, wie unendlich viel wir alle Dir schuldig sind. Mein Gatte soll dein Vater, meine Kinder deine Geschwister, ich selbst will deine treue Mutter seyn, und dieser Schmuck, der Dich zu mir führte in der Stunde der höchsten Noth, soll meine beste Zierde werden, denn er wird mich immer an Dich und deinen Edelmuth erinnern.“

So sprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterstüzte den glücklichen Felix auf seinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam, als ein geschickter Arbeiter in seiner Kunst, kaufte sie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollständig ein, und ein nicht geringer Schmuck in seinem besten Zimmer waren schön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldschenke

und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürnberg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meister Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmid, der Student und der Fuhrmann. So oft der Leztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahre Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmid aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeuten-

der Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmid ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dieß hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er sich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und so geschah es, daß der wackre Meister Goldschmid nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Spessart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauff, Wilhelm,

Wilhelm Hauff's sämmtliche Schriften

Bd.: 30

Stuttgart 1830

P.o.germ. 582 s-29/32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110492-3